

**Wolfgang Huber**

**Predigt zum Ersten Advent**

**Sexau, 28. November 2010**

*Jeremia 23, 5-8*

*Siehe, es kommt die Zeit, spricht der HERR, dass ich dem David einen gerechten Spross erwecken will. Der soll ein König sein, der wohl regieren und Recht und Gerechtigkeit im Lande üben wird. Zu seiner Zeit soll Juda geholfen werden und Israel sicher wohnen. Und dies wird sein Name sein, mit dem man ihn nennen wird: »Der HERR unsere Gerechtigkeit«. Darum siehe, es wird die Zeit kommen, spricht der HERR, dass man nicht mehr sagen wird: »So wahr der HERR lebt, der die Israeliten aus Ägyptenland geführt hat!« sondern: »So wahr der HERR lebt, der die Nachkommen des Hauses Israel herausgeführt und hergebracht hat aus dem Lande des Nordens und aus allen Landen, wohin er sie verstoßen hatte.« Und sie sollen in ihrem Lande wohnen.*

Herzlich willkommen, liebe Gemeinde, in der GmbH, der Gemeinschaft mit begründeter Hoffnung. Denn die Gemeinde am Ersten Advent ist nicht eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung, sondern eine Gemeinschaft mit begründeter Hoffnung. Mit dem Ersten Advent beginnt aufs Neue eine Zeit, in der wir unsere Herzen für die Hoffnung öffnen, eine Hoffnungszeit. Die Zeit der Hoffnung, der Mut zur Hoffnung und die Tat der Hoffnung sollen uns deshalb heute beschäftigen.

I.

*Die Zeit der Hoffnung.* Der christliche Kalender ist in all seinen Elementen auf Hoffnung gestimmt. Unsere Zeitrechnung beginnt mit der Geburt Christi, diesem großen Hoffnungsereignis schlechthin. Das Kirchenjahr beginnt mit dem Advent, der Zeit, in der wir uns vorbereiten auf den, der kommt, den Messias, den Hoffnungsbringer. Die Woche beginnt mit dem Sonntag, dem Tag der Auferstehung, die das Todesverhängnis durchbricht und damit dem Widerspruch gegen alle Hoffnung das Wort abschneidet.

Es ist an der Zeit, diesen guten Sinn der christlichen Zeitrechnung, des christlichen Kalenders und der christlichen Woche wieder selbstbewusst zu vertreten. Wir brauchen nicht ängstlich und kleinlaut einen Bogen um das zu machen, was uns damit anvertraut ist. Gewiss werden nicht alle auf die Hoffnungsgeschichte verpflichtet, die sich mit der Zählung der Jahre nach Christi Geburt, dem Sonntag und dem Advent verbindet. Aber dazu, diese Hoffnungsgeschichte zu verschweigen und zu verbergen, gibt es keinerlei Grund.

Freilich haben die Rhythmen der Zeit schon länger ihre Eindeutigkeit verloren. Bescheiden reden wir nicht mehr vom „Jahr des Herrn“, sondern lieber vom Jahr unserer Zeitrechnung. Als ob die Jahre in besserer Hut wären, wenn sie nicht dem Herrn anvertraut sind, sondern uns. Die Adventszeit ist im Bewusstsein vieler aus einem Beginn zu einem Abschluss geworden. Beamte bekommen das Dezemberfieber, weil sie noch staatliche Mittel verwenden müssen, die sonst verfallen würden. Selbständige

stöhnen unter dem Druck des Jahresabschlusses. Die ganze Gesellschaft stürzt sich in einen Kaufrausch, als müsste sie alles nachholen, was sie im Lauf des Jahres vermeintlich versäumt hat. Lebkuchen werden im September schnabuliert, Weihnachtsbäume im Oktober aufgestellt, manche Familien feiern ihr Weihnachtsfest schon am Ersten Advent.

Der Sonntag schließlich ist schon lange nicht mehr der erste Tag der Woche. Wir wünschen uns ein gutes Wochenende und finden uns damit ab, dass die Woche mit dem Montag beginnen soll, nicht mit dem Sonntag. Wir verschleiern damit, dass der siebte Tag der Schöpfung nicht der Sonntag ist, sondern der Sabbat. Doch erst haben die Fahrpläne der Bahn es anders bestimmt; dann haben es alle Kalender übernommen.

In einer religiös vielfältigen Gesellschaft scheint es für solche Verschiebungen gute Gründe zu geben. Juden und Muslime zählen die Jahre anders; und säkulare Zeitgenossen wollen nicht unausgesetzt auf den jüdischen und christlichen Ursprung unseres Umgangs mit der Zeit hingewiesen werden. Aber die Hoffnung, mit der wir auf die Zukunft zugehen, lässt sich von dieser Herkunft nicht trennen. Die biblischen Propheten haben unserem Umgang mit der Zeit den Zug nach vorn eingestiftet; deshalb ist es gut, dass wir in den Advent mit dem Prophetenruf eintreten, den wir vorhin von dem Propheten Jeremia gehört haben: „Siehe, es kommt die Zeit!“

Für die gespannte Erwartung, mit der er auf die Zukunft zugeht, wählt Jeremia den kühnsten Vergleich, der sich überhaupt denken lässt. Denn kein göttlicher Eingriff in die Geschichte hatte und hat für das Volk Israel eine größere Bedeutung als die Befreiung aus der Sklaverei in Ägypten. So entscheidend war diese

Erfahrung, dass man an sie erinnerte, wann immer man die Autorität Gottes anrufen und in Anspruch nehmen wollte. Dann sagte man, so berichtet der Prophet: „So wahr der Herr lebt, der die Israeliten aus Ägyptenland geführt hat!“ Aber das bleibt nicht das letzte Wort. Gottes Freiheitszusage gilt nicht nur für die Vergangenheit; sie bestimmt auch die Zukunft – allen widrigen Erfahrungen zum Trotz. Die Befreiung aus der Sklaverei in Ägypten bleibt nicht das letzte Wort. Andere Befreiungserfahrungen werden folgen. Deshalb wird man dann sagen: „So wahr der Herr lebt, der die Nachkommen des Hauses Israel herausgeführt und hergebracht hat aus dem Lande des Nordens und aus allen Landen, wohin er sie verstoßen hatte.“

Wer die eigene Gegenwart als Zeit der Hoffnung versteht, der kann das Handeln Gottes nicht in die Vergangenheit verbannen. Er hält vielmehr Ausschau nach den Spuren Gottes in der eigenen Zeit, allen Widrigkeiten zum Trotz. Für mich und meine Generation bekenne ich freimütig, dass wir solche Spuren Gottes wieder und wieder erlebt haben, im Kleinen wie im Großen, im Persönlichen wie im Politischen. Wie viele Gründe habe ich dazu, für Gottes Führung in meinem persönlichen Leben zu danken – in der Familie wie in beruflichen Aufgaben, von denen ich selbst überrascht war. Das bestimmt die Hoffnung, mit der ich auf die Lebensgeschichte von Kindern und Enkeln schaue. Erstaunlich sind auch die politischen Befreiungserfahrungen, die unsere Generation erlebt hat: die Befreiung aus der nationalsozialistischen Diktatur am 8. Mai 1945 mitsamt den Prüfungen, die auf sie folgten; das Ende der Spaltung Deutschlands und Europas dank der friedlichen Revolution von 1989. Das Ende der Apartheid in Südafrika haben wir erlebt – einem Land, dem ich mich besonders verbunden fühle. Nachdem wir

solche Befreiungen erlebt haben über unser Bitten und Verstehen hinaus, wäre es schlicht undankbar, wenn wir verzagt und hoffnungslos auf die ungelösten Fragen unserer eigenen Gegenwart schauen. Stattdessen haben wir auch heute und morgen allen Grund, nach den Spuren Gottes Ausschau zu halten. Auch für den Nahen Osten, auch für Afghanistan oder den Sudan erhoffen wir solche Schritte ins Freie und wollen das Unsere dazu beitragen, dass sie möglich werden.

II.

*So viel zur Zeit der Hoffnung. Was aber, so fragen wir jetzt, gibt uns den Mut zur Hoffnung.* Warum wir hoffen können, zeigt sich plötzlich, wie ein Stern in der Nacht und wie ein Blitz am Himmel. Plötzlich sehen wir das Bild einer Neuen Welt; es hat einen Namen und ein Gesicht. Es ist wie bei einer Geburt.

Wer kommt da zur Welt? Die Frage ist buchstäblich gemeint. Der Prophet Jeremia kündigt die Geburt eines neuen Königs an, „der wohl regieren und Recht und Gerechtigkeit im Lande üben wird. Zu seiner Zeit soll Juda geholfen werden und Israel sicher wohnen. Und dies wird sein Name sein, mit dem man ihn nennen wird: ‚Der HERR unsere Gerechtigkeit‘.“

Dieser Name ist alles andere als zufällig. Ein König, der das Recht gelten lässt und der Gerechtigkeit dient, bekennt sich zu Gott als dem Herrn, der allein die Gerechtigkeit für sich selbst in Anspruch nehmen kann.

Zur Zeit des Jeremia war das eine kühne Anspielung. Denn die Verhältnisse waren alles andere als gerecht; die Zeiten waren vielmehr trostlos. Jerusalem war im wahrsten Sinn des Wortes

kopflös geworden. Der König, die führenden Leute bis weit hinein in das gewöhnliche Volk hinein waren ins babylonische Exil deportiert. Von einem geordneten Leben, das dem Glauben wie der Gerechtigkeit Raum gab, konnte keine Rede sein. Und doch war die Gerechtigkeit in aller Munde. Denn der letzte König Judas, mit dem Jeremia und seine Zeitgenossen zu tun hatten, führte selbst den Namen „Gerechtigkeit“, „Zedekia“. So hatte der fremde Herrscher Nebukadnezar, der Juda unterworfen hatte, ihn genannt. Dieser König Zedekia blieb kinderlos. Ein Traditionsabbruch: ein König ohne Kinder. Diesem Abbruch setzt der Prophet einen Neuanfang entgegen: „Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, dass ich dem David einen gerechten Spross erwecken will.“ Nach dem kinderlosen König, der ohne Grund den Namen „Gerechtigkeit“ führt, wird Gott selber Vater werden; dem Nachkommen, den er erwählt, wird er den Namen geben: "Der Herr unsere Gerechtigkeit".

Wir Christen finden diese Verheißung in Jesus Christus erfüllt, in dem Gott Vater wird und dem David einen neuen Nachkommen erweckt: „seinen Sohn Jesus Christus, unsern Herrn, geboren aus dem Geschlecht Davids nach dem Fleisch“, wie es beim Apostel Paulus heißt (Römer 1,3). Weil er sein Vater ist, sagt er bei der Taufe Jesu durch Johannes am Jordan ausdrücklich zu ihm: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe“ (Matthäus 3,17). Auf die Erfüllung dieser kühnen Hoffnung gehen wir jedes Jahr im Advent zu; am Heiligen Abend lesen wir dann die prophetischen Verheißungen, die auf diese Geburt des Gottessohnes hinführen: „Das Volk, das im Finstern wandert, sieht ein großes Licht, und über denen, die da wohnen im finstern Lande, scheint es hell. ... Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns

gegeben und die Herrschaft ruht auf seiner Schulter“ (Jesaja 9,1.5).

Warum, so frage ich mich, wird nicht auch diese Prophetenwort des Jeremia in unseren Christvespern in Erinnerung gerufen? Warum nur Jesaja und dann noch der anrührende Lobpreis Bethlehems durch den Propheten Micha: „Und du, Bethlehem Ephrata, die du klein bist unter den Städten in Juda, aus dir soll mir der kommen, der in Israel Herr sei“ (Micha 5,1)? Warum nicht auch Jeremia?

Vielleicht liegt es daran, dass Jeremia ein derart politischer Prophet war. Ganz so politisch sollte die Botschaft vom Heiland der Welt dann doch nicht verstanden werden. Der Friede auf Erden, den die Engel verkünden, soll nicht geradezu wie ein Aufruf zum politischen Umsturz klingen. Das aber, genau das ist die Sprache Jeremias. Der neue Spross Davids soll König sein, das Recht achten und Gerechtigkeit schaffen. Ein Regierungswechsel wird angekündigt. Die neue Regierung soll sich deutlich unterscheiden von dem, was war. Ein neues Regierungsprogramm also. Die Regierungserklärung entnimmt man schon aus dem Namen: „Der Herr unsere Gerechtigkeit“. Wer einen solchen Namen führt, wird alles anders machen, neue Minister einsetzen, Reformen in Gang setzen, die Politik in Bewegung bringen. Der Geist der Hoffnung wird einziehen; man wird Ausschau halten nach den Spuren Gottes, der unsere Gerechtigkeit ist.

Wie verhält sich Jesus zu dieser politischen Hoffnung, für die der Prophet Jeremia sich so unzweideutig ausspricht? Er bekräftigt sie, überbietet sie aber zugleich. Er bekräftigt sie; denn in der Hoffnung auf Gerechtigkeit und Frieden will er sich von niemand übertreffen lassen. So wichtig ist ihm diese Hoffnung, dass er die

Friedensstifter genauso selig preist wie diejenigen, die sich nach der Gerechtigkeit sehnen. Aber er überbietet diese Hoffnung zugleich; denn er tritt ganz anders auf, als man das von einem Politiker erwartet – damals wie heute. Auf einem Esel reitet er in die Stadt ein, ein armseliger König. Mit einem Lamm wird er verglichen, einem Unschuldslamm. Für Politiker ist das eine wie das andere kein passendes Bild; sie würden sich wenig geschmeichelt fühlen – auf einem Esel sitzend oder mit einem Lamm auf eine Stufe gestellt. Jesus erfüllt die Erwartungen und enttäuscht sie zugleich. Er enttäuscht sie, weil er sie überbietet. Er durchbricht die Politik von Leistung und Gegenleistung. Mit ihm kommen vielmehr Barmherzigkeit und Gnade. Für einen solchen, ganz und gar untypischen König singen wir im Advent: „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit. Es kommt der Herr der Herrlichkeit!“

Er erfüllt und überbietet die Erwartungen an einen, der der Hoffnung eine politische Gestalt gibt. Denn er nimmt die Einsicht des alttestamentlichen Propheten auf, dass der Herr unsere Gerechtigkeit ist. Er verwechselt die Gerechtigkeit, die sich mit politischen Mitteln schaffen lässt, nicht mit der Gerechtigkeit, die Gott schenkt. „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“ (Matthäus 22,21). So schlicht macht er diesen Unterschied klar. Ja, Jesus könnte auch diesen Namen tragen: „Der Herr unsere Gerechtigkeit“. Zur Reform der Politik regt er genau deshalb an, weil er daran erinnert, dass Politik nicht alles ist. Das Glück der Menschen fördert er gerade dadurch, dass er sie daran erinnert: Dein Glaube hat dir geholfen. Dieser Glaube schenkt den Mut zur Hoffnung. Unerschütterlich ist nur eine Hoffnung, die zwischen dem Letzten und dem Vorletzten unterscheiden kann. In

der Adventszeit bereiten wir uns auf eine Hoffnung vor, die trägt, weil sie in Gott selbst ihren Grund hat.

III.

*Nach der Zeit der Hoffnung und dem Mut zu ihr nun zum Schluss die Tat der Hoffnung.* Kein Zweifel: Ohne die Hoffnung, dass sich etwas ändern lässt, ist unser Tun leer. Aber das gilt auch umgekehrt: Eine Hoffnung, die nicht zur Tat wird, ist wie eine taube Nuss.

Wir sind nur dann bereit, unsere Kräfte einzusetzen, wenn Hoffnung uns beflügelt. Nur wo die Hoffnung uns trägt, entwickeln wir die Fähigkeit zum Frieden. Nur wenn Hoffnung uns bestimmt, unternehmen wir Schritte zu mehr Gerechtigkeit. Nur wenn unsere Hoffnung ansteckend ist, motivieren wir auch andere dazu, den Frieden zu bewahren und die Gerechtigkeit zu fördern. Solche Arbeit für Frieden und Gerechtigkeit ist der wichtigste Lernort der Hoffnung.

Wenn wir auf den alttestamentlichen Propheten hören, dann wandern unsere Gedanken in sein Land, wo heute so wenig Frieden und Gerechtigkeit herrschen wie zu seiner Zeit. Sowohl das Volk Israel als auch das palästinensische Volk wollen sicher in ihrer Heimat wohnen und stehen doch selbst immer wieder dem Frieden im Weg, nach dem sie sich sehnen. Die Flügel der Hoffnung tragen unsere Gedanken weiter nach Afghanistan, wo Soldaten und Zivilisten in diesem Jahr wieder ihr Leben verloren, ohne zu wissen wofür. Im Iran, den ich vor wenigen Tagen besuchte, werden Oppositionelle unterdrückt; im Irak werden Christen getötet und

verfolgt. Vertriebene haben wir auch in unserem Land und – hoffentlich – auch in unseren Kirchen.

„Ein Staat ohne Gerechtigkeit“, sagt der große Kirchenvater Augustin, „ist wie eine große Räuberbande.“ Räuberbandengefühle haben wir manchmal sogar im eigenen Land. Doch noch bedrückender wird es, wenn wir über den eigenen Tellerrand hinausschauen – dorthin, wo Menschen noch ganz andere Sorgen haben als Stuttgart 21 oder Gesundheitsreform. Aber es geht nicht darum, das eine gegen das andere auszuspielen. Im einen wie im andern Fall brauchen wir ein waches Auge und ein brennendes Herz.

Wir wissen, dass wir nicht die ein für alle Mal gerechte Welt schaffen können. Denn der Herr ist unsere Gerechtigkeit. Wir verwechseln seine Gerechtigkeit nicht mit dem etwas Mehr an Gerechtigkeit, zu dem wir beitragen können. Aber wir können den Hunger und den Durst der Welt nur lindern, wenn der Hunger und Durst nach Gerechtigkeit uns treibt.

Heute beginnen wir in allen Landeskirchen und in allen Gemeinden unserer EKD mit der Aktion „Brot für die Welt“. Wir wollen mit ihr Leid aus unserer Welt vertreiben und Gerechtigkeit fördern. Der „Herr unsere Gerechtigkeit“ verwandelt den Wunsch nach Wohlstand für uns selbst in den Einsatz für eine Gerechtigkeit, die allen gilt. Auf diesem Weg stärkt uns auch die Freiheitsgeschichte Israels. Das Volk, das unter der Führung des Mose aus Ägypten geflohen war, wäre in der Wüste fast verdurstet. Damals half ein Wunder. Mose schlug mit seinem Stab an einen Felsen, und Wasser lief heraus. Unser Weg ist mühseliger, wenn wir weltweit das Menschenrecht auf sauberes Wasser durchsetzen

wollen. Und doch: Wann immer ich im Sudan oder in Äthiopien einen Brunnen sehe, der mit Mitteln von Brot für die Welt gebohrt wurde und nun sauberes Trinkwasser spendet, kommt mir Mose mit seinem Stab in den Sinn. Und ich spüre, dass für die Menschen, die mit diesem Wasser ihren Durst stillen, die Verheißung des Propheten in Erfüllung geht: „Dann werden sie in ihrem Heimatland wohnen“.

Noch einmal willkommen in der GmbH, liebe Gemeinde, in der Gemeinschaft mit begründeter Hoffnung. In ihr wollen wir wohnen; sie soll unsere Heimat sein. Amen.